

Kapitel 10/2 - Drei Jahre

Ein paar Besorgungen noch und der Tag war ran, an dem ich wieder bis 24.00 Uhr zurück in der Kaserne sein musste. Ich packte mir ein paar Flaschen Bier für die Zugfahrt ein, dazu ein großes „Fresspaket“ von Mutter, ein paar frische Sachen, zog die Uniform an und trabte am späten Nachmittag zum Bus. In Karl-Marx-Stadt stiegen ein paar Uniformierte mit den gleichen Schulterstücken wie ich in den Zug, es waren welche aus der gleichen Kaserne. Ich kannte sie nicht, aber wir wurden gleich Freunde, tranken unsere mitgebrachten Biere und feierten im Zug. Es war schon spät, alle waren vom Urlaub und den durchzechten Nächten müde, der Alkohol tat seine Wirkung, es wurde leise im Abteil, wir schliefen ein. Als der Zug langsamer wurde und in einen Bahnhof einfuhr, merkten wir schnell, dass das nicht Weißwasser war. Wo waren wir? Wir packten unsere paar Sachen und versuchten uns zu orientieren. Cottbus! Wir waren zu weit gefahren, hatten verschlafen. Ein Blick auf die Uhr ließ uns erstarren, es war bereits 23.00 Uhr. Wie sollten wir es bis 24.00 Uhr in die Kaserne schaffen? Eine Zugfahrt fiel aus, der nächste Zug in die Gegenrichtung ging erst früh am nächsten Morgen. Uns war eingebläut worden, was uns blühte, sollten wir verspätet aus dem Urlaub zurückkommen.

Auf dem Bahnhofsvorplatz stand ein einziges altes Taxi, ein alter „Wartburg“. Wir waren zu viert, rechneten kurz unsere Finanzen durch, dann bekneitten wir den Mann, uns in die Kaserne zu fahren. Zunächst mauerte er, feilschte um den Preis, aber dann stimmte er zu und fuhr los. Wir schafften es bis zur Kontrolle an der Kaserne und gingen zehn Minuten vor Ablauf unserer Urlaubszeit jeder zu seiner Baracke, um uns dort bei dem UvD (Unteroffizier vom Dienst) zurückzumelden.

Bis zum nächsten Urlaub sollte es wieder an die zehn Wochen dauern, so kam ich während der Zeit in Haide lediglich auf zweimal Urlaub. Die wenigen Ausgänge nutzte ich meistens, um in die Kneipe zu gehen, ein einziges Mal schaffte ich es, nach Cottbus zu fahren und mich in der Stadt ein wenig umzusehen. Die einzigen Höhepunkte negativer Art erwarteten uns im Frühherbst. Es lief durch den Buschfunk der Kaserne, dass in den nächsten Tagen eine größere Gefechtsübung auf dem Programm stehen sollte. Kleine Übungen im Gelände hatten wir überstanden, sie waren beschränkt auf Geländefahrten mit dem Ural, Exerzierübungen im Gelände, Schießübungen und nächtlichen Ortsdurchfahrten mit Orientierungsaufgaben.

In der Nacht ging es los, Alarm, alles in kompletter Gefechtsbekleidung raus, Waffenempfang, Aufmunitionieren, in voller Montur antreten, aufsitzen auf den Transport-Ural und Abfahrt mit ungewissem Ziel. Wir durchfuhren mehrere kleine Ortschaften, die Strecke war aber eine andere als sonst, wir wussten nicht, was auf uns zukommen sollte, als der Befehl zum Absitzen kam und der Ruf: „Gas!“ geschrien wurde. Es war stockdunkel, die Fahrzeuge hatten die Scheinwerfer ausgeschaltet und in dieser Situation war es nicht leicht, die Gasmasken korrekt aufzusetzen. Ein Nachdenken war sinnlos, denn es erschallte sofort der Befehl: „Im Laufschritt Marsch!“ Wir rannten den Autos hinterher, stolpern, richteten uns

wieder auf, halfen gefallenen Kameraden weiter, bis nach einer halben Ewigkeit das Kommando: „Entwarnung!“ ertönte.

Nach Absetzen der Maske merkten wir, dass unser Schweiß in der Maske schwappte und wir selbst durchgeschwitzt waren wie selten vorher. Nach dem Herrichten der Uniformen und dem Verstauen der Ausrüstungsgegenstände ging es im lockeren Lauf weiter durch das Gelände. Es wurde langsam hell und wir mussten am Leibe erfahren, dass das nur ein Vorspiel dessen gewesen war, was uns nun erwartete. Es ertönte laut und für uns grauenhaft der Ruf: „Atomangriff!“ Das bedeutete, die gesamte Schutzausrüstung in kürzester Zeit überzuziehen, die noch feuchte Gasmaske wieder aufzusetzen und in die entgegengesetzte Richtung zu laufen, begleitet von den geschrien Befehlen der Unteroffiziere. Wir liefen zum Schießplatz.

Dort angekommen, wurde uns befohlen, den Gegner mit unseren Waffen zu vernichten – unter Schutzausrüstung. Man konnte fast nichts sehen durch die angelaufenen Masken. Egal. Ich hatte Befehl, mit der RPG7 den Panzer zu vernichten. Ich lud das Geschoß in die Waffe, richtete sie in Richtung der Panzerattrappe und schoss. Die gesamte Attrappe zerstob in alle Einzelteile, ich hatte das Gerüst getroffen, nicht das Papier, was dazwischen gespannt war. Die Offiziere fluchten und gaben endlich Entwarnung. So ging das noch einige Stunden weiter, ein paar Kilometer mussten wir noch rennen, dann durften wir endlich auf die Mannschaftswagen aufsitzen. Diese Übung fand nur zwei Wochen vor unserer Versetzung „zur Truppe“ statt, am letzten Tag wurden wir nach ein paar Prüfungen fast alle zu Unteroffizieren ernannt, bekamen die neuen Schulterstücke, die wir sofort auf alle unsere Kleidungsstücke anbringen mussten, dann bekam jeder seinen Marschbefehl.

Keiner hatte vorher eine Ahnung, wohin wir geschickt werden sollten. Unsere Kompanie war im Kfz-Bereich ausgebildet worden, aber das war den Vorgesetzten vermutlich egal. Auf meinem Marschbefehl stand: Motorisiertes Schützenregiment Marienberg. Na schön, wenigstens in die Nähe meiner Heimat. Es folgte Stress ohne Ende, die Zimmer mussten so hergerichtet werden, als hätte es uns nie gegeben, Laufzettel mussten unterzeichnet, die gesamte Ausrüstung in einem Seesack verstaut werden. Es entstand ein schweres, unförmiges Monstrum, das ohne weitere Hilfe von hier in die nächste Kaserne gebracht werden musste. Ich hatte keine Ahnung, wie weit die Marienberger Kaserne vom Bahnhof entfernt war, sollte es aber gleich zwei Mal erfahren.

Der Abschied verlief ohne große Zeremonie, jeder war mit sich selbst beschäftigt, zum Bahnhof wurden wir noch mit den Mannschaftswagen gebracht, danach waren wir auf uns selbst angewiesen.

In Marienberg angekommen, erfuhr ich, dass die Kaserne gut zwei Kilometer außerhalb des Stadtzentrums gelegen sei. Also schleppte ich meinen Seesack und meinen Körper durch die Stadt bis zur Kaserne und erfuhr am Kontrollpunkt gleich die nächste Überraschung: Ich war denen nicht bekannt, dass hieß, ich war überhaupt

nicht für Marienberg vorgesehen. Der Diensthabende brachte mich zum Kommandeur, der mich nach langer Wartezeit in seinen Räumlichkeiten empfing und mir mitteilte, es sei ein Fehler der Unteroffiziersschule und ich sei hier komplett falsch. Das Problem wäre, dass für mich weder ein Bett, geschweige denn Verpflegung geplant sei und er erst herausbekommen müsse, wo ich eingesetzt werden sollte und das wäre am Wochenende ein Ding der Unmöglichkeit. Er befahl seinem Feldwebel, sich der Sache anzunehmen und mir eine Übernachtungsmöglichkeit zu suchen und Essenmarken für Gäste zu besorgen.

Bis zum nächsten Dienstag verbrachte ich die Tage ohne Tätigkeit in der Kaserne und merkte dort, dass zwischen der Schule und der Truppe ein gewaltiger Unterschied bestand. Waren wir in Haide gezwungen, jeden Vorgesetzten zu grüßen, ging es hier schon gelassener zu. Kein Soldat oder Gefreiter hielt es für nötig, mich, den Unteroffizier, zu grüßen, was ich als angenehm empfand.

Ich wurde zum Kommandeur gerufen, der mir mitteilte, ich sei für Frankenberg für das Regiment „Rückwärtige Dienste“ vorgesehen und solle meinen Seesack packen und noch heute die Bahnfahrt antreten. Ich erhielt den Marschbefehl, packte und schleppete mich zum zweiten Mal durch die Stadt zum Bahnhof Marienberg, nur, dass es jetzt bergab ging. In Frankenberg wurde ich von einem Soldaten mit einem Geländewagen vom Bahnhof abgeholt und zur Kaserne gefahren, was ich als Luxus empfand. Ich bekam ein Zimmer, auf dem drei weitere Unteroffiziere hausten und konnte mich in Ruhe einrichten, bevor ich am nächsten Tag dem Kommandeur vorgestellt werden sollte. Er war wie der Kommandeur in Marienberg überrascht, dass ich hier gelandet war, wollte sich aber um eine entsprechende Aufgabe für mich einsetzen. Zumindest hatte ich Bett und Essen, das war ja schon mal was.

Ich begleitete einen Kameraden aus meinem Zimmer, der mich in meinen Aufgabenbereich einweisen sollte. Das ging so zwei Wochen, bis ich zum Kommandeur gerufen wurde, der mir mitteilte, ich sei doch für etwas anderes vorgesehen. Bis Klarheit herrschte, ging ich als Schatten meines Zimmerkollegen durch. Vier Wochen nach der Ankunft in Frankenberg sagte man mir, es läge ein Marschbefehl für mich vor zum Einsatz in einer Spezialeinheit der Artillerie, einer neu geschaffenen Raketenabteilung in Zeithain bei Riesa. Ich solle meinen Seesack vorbereiten und in den nächsten Tagen nach Zeithain verlegt werden.

Bereits zwei Tage später saß ich im Zug nach Riesa. Auch da wurde ich von einem Soldaten mit einem Jeep abgeholt. Ich war erleichtert und dachte mir, dass das genauso ruhig zugehen würde wie in Frankenberg. Am Kontrollpunkt der sehr weit außerhalb des kleinen Ortes Zeithain gelegenen Kaserne musste ich aussteigen und auf einen Diensthabenden warten, der mich zu meiner Einheit bringen sollte. Er kam mit einem kleinen Fahrzeug, lud meine Sachen auf und fuhr zu meiner zukünftigen Dienststelle. Sofort fiel mir auf, dass hier ein schärferer Wind wehte, hier wurde exerziert und jeder Vorgesetzte grüßt! Mein Seesack stand am Eingang des Gebäudes, das die nächsten Monate mein Heim werden sollte!

Ich ahnte nichts Gutes und es wurde mir gleich beim Gespräch mit meinem zukünftigen Kommandeur bestätigt. Hier war ich in einem Laden gelandet, wo niemand Spaß verstand. Vor mir saß ein Oberstleutnant mit der Figur eines Obelix,

nur dass damals keiner diese Comicfigur kannte. Ich sage mal, es saß ein schwabbliges, fettes, herrschsüchtiges Stück Fleisch vor mir, der mit seiner Art und dem Ton, den er sofort anschlug, meiner Sympathie sicher war! Er sagte mir, besser, er brüllte mich an, wieso ich erst jetzt hier angekommen sei. Als ob ich etwas hätte unternehmen können, diese Entscheidung zu beeinflussen. Er verwies mich an meinen zukünftigen Kompaniechef, einem Oberleutnant, der sicher noch nicht lange diesen Job ausübte und mich ziemlich genervt einwies. Ich kam in einem Zimmer mit einer Gruppe von weiteren drei Mann unter, zwei Unteroffizieren und einem Soldaten, die zusammen die Besatzung einer Raketenstartrampe darstellte. Ich sollte zum Fahrer und Kranführer ausgebildet werden, der zweite Uffz. (Abkürzung für Unteroffizier) war ausschließlich Fahrer und für die Kfz-Technik verantwortlich, der dritte Uffz. war für die Raketentechnik zuständig und der Soldat war der Richtschütze, der die Rampe nach den Vorgaben des dritten Uffz. einrichten musste.

Das war also die Theorie, mit der ich konfrontiert wurde, aber die Technik noch nicht einmal gesehen hatte. Ich war das letzte Rädchen, das in dieser Kompanie eingetroffen war, jetzt fand eine Einweisung durch den Kommandeur statt, die Struktur war vollständig. Ich gehörte zum Raketenzug mit vier Gruppen, zwei Besatzungen für die Raketenstartrampen und zwei für die Transportaufgaben. Der Rest der kleinen Kompanie teilte sich in ergänzende Bereiche wie den Mathematikern, den Meteorologen, den Versorgern und den Fahrern samt einigen Schützen.

Bevor die Raketentechnik eingesetzt werden konnte, lagen einige Lehrgänge vor uns. Im Dezember, zwei Wochen vor Weihnachten, wurden wir vier Fahrer nach Bad Klosterlausnitz in Thüringen delegiert. Dort gab es das Fahrzeug, mit dem wir es zukünftig zu tun haben sollten, dem vierachsigen SIL 135. Das war ein LKW, der mittels zweier Uralmotoren angetrieben wurde, für jede Seite jeweils einen und der mit der vorderen und der hinteren Achse gelenkt wurde. Bevor es zur Typberechtigung ging, erhielten wir für die kommenden vier Wochen unser Quartier: Ein Zelt! Drin stand ein Kanonenofen mit einem langen Ofenrohr, das zur Zeltmitte hinausragte, vier Feldbetten und zwei Spinde. Es war Dezember, die Temperaturen lagen in dieser Zeit fast immer unter null!

Schon am dritten Tag bemerkten wir Mäuse, die sich an unserer Verpflegung zu schaffen machten. Mit unseren Spaten machte wir Jagd auf die Biester, allerdings mit mäßigem Erfolg. Na ja, wir beschlossen, Fallen zu besorgen, um mehr Erfolge zu erzielen. Die Sache mit dem Zelt war der Hammer, hatte aber den Vorteil, dass man uns nach der täglichen Ausbildung komplett in Ruhe ließ. Auch die Ausbildung selbst war relativ entspannt, die Vorgesetzten locker drauf, es drehte sich den ganzen Tag ausschließlich um das Fahrzeug. Das Fahren mit dem Monstrum machte irre Spaß, durch seine Länge war er im Gelände das absolute Ding!

Wir bekamen über die Weihnachtsfeiertage Urlaub, fuhren erst wieder am Neujahrstag zurück – mit Mäusefallen im Gepäck. Jetzt begann die Jagd am Abend. Vier Fallen hatten wir, genügend Speck hatten wir mitgebracht und jede gefangene Maus wurde respektvoll mit großer Zeremonie in unserem Kanonenofen verbrannt.

Alle erhielten die Typberechtigung, es ging zurück nach Zeithain, wo gleich der nächste Lehrgang angekündigt wurde, diesmal nur für uns beiden Kranführer. Ende Januar fand der Kranlehrgang in Spremberg statt, ebenfalls eine interessante Geschichte. Geübt wurde an einem Autodrehkran mit einem gewaltigen Ausleger. Verschiedene Gegenstände mussten in begrenzte Bereiche abgesetzt und abgehoben werden. Die Zeit verging wie im Fluge und mit dem Kranschein in der Hand begann unweigerlich der alltägliche Wahnsinn in der Kaserne in Zeithain.

In der Zwischenzeit war alle erforderliche Technik eingetroffen, die Kameraden schienen unter höchstem Druck Vorbereitungen getroffen zu haben, um die Technik einsatzbereit zu machen. Wir wurden ein paar Tage im Schnelldurchgang eingewiesen, bevor es zur ersten Übung ins Gelände ging. Es handelte sich um neuartige Technik, die Artillerieraketen hatten eine Reichweite von über 30 Kilometer und konnten mit Atomsprengköpfen ausgestattet werden. Für die Übungen waren Geschosse der Katjuscha vorgesehen, aber für alle, auch für die Offiziere war das alles neu und sie hatten wie wir keine Erfahrungen und Angst vor den Repressalien unseres fetten Kommandeurs. Dementsprechend laut und rücksichtslos ging man mit uns um.

Die folgenden Monate sollten widerwärtig werden und uns vor Augen führen, wir seien nur Dreck und hätten zu tun, was die Vorgesetzten wollen. Ausgang und Urlaub wurden uns verwehrt, immer wieder gab es Gründe, Zusagen zurückzunehmen, weil gerade einer krank sei und Dienste abzusichern waren. Ich nutzte den Besuch einer Singegruppe aus Riesa in der Kaserne, die bei uns auf der Suche nach einem Gitarristen waren. Ich meldete mich sofort und von dem Zeitpunkt an war ich zwei Mal pro Woche in Riesa, um eine Stunde mit der Singegruppe zu proben, der Rest gehörte mir. Ich nutzte die Zeit, um ins Kino zu gehen oder auch nach Dresden zum Fußball zu fahren und tolle Spiele zu sehen, unter anderem das gegen den FC Liverpool.

Einige Male hatte ich während der Ausgänge einen Motorradladen in Riesa besucht und mich in ein Motorrad MZ TS 150 verliebt. Das notwendige Geld hatte ich mir auf dem Bau am Pumpspeicherwerk zusammengespart und eines Tages kaufte ich die Maschine und einen Sturzhelm. Offiziell durften wir nicht mit einem privaten Fahrzeug zur Kaserne kommen, aber ich wusste, dass das nicht scharf kontrolliert wurde und wo die Kameraden ihre Fahrzeuge einigermaßen sicher abgestellt hatten. Ich fuhr eine kleine Strecke aus Riesa heraus, es war noch ziemlich kalt Ende April, aber ich genoss die Freiheit, mir den Wind um die Ohren sausen zu lassen. Der Armeemantel war sicher nicht die optimale Bekleidung für eine Motorradtour, mir aber egal. Der Plan war, dass ich beim nächsten Urlaub mit der Maschine nach Hause fahren wollte, was am Folgewochenende klappte. Fast zwei Jahre, nachdem mein treuer Motorroller den Geist aufgegeben hatte, war ich Herr über die Landstraße. Es war eine schöne Strecke über Freiberg, das hügelige Vorland des Erzgebirges, der vielen Kurven zwischen Wolkenstein und Wiesenbad, dem seichten Anstieg Richtung Annaberg, den Pöhlberg immer links im Blick und schließlich den letzten Kilometern bis Buchholz. Ich ließ die Maschine vorsorglich zu Hause, was sich einige Wochen später als weise Voraussicht herausstellte.

Eine Episode gehört noch in den Zeitraum, als die Schikanen ihren Höhepunkt erreichten. Wiederholt pfiff man uns im Winter nachts aus den Betten zu Übungen heraus, diesmal sollte es noch härter kommen. Es ging zum Truppenübungsplatz Nocken, ganz in der Nähe der Kaserne Haide. Dort wurde eine Zeltstadt errichtet, was auf einen längeren Zeitraum schließen ließ. Man munkelte von mindestens zwei Wochen. Unsere Startrampe war mit einer Rakete bestückt und die Order lautete, dass nachts bei Minusgraden der Sprengkopf durch eine große Wärmematte zu schützen sei. Für unsere Besatzung war klar, was wichtiger war. Wir mummelten uns jeweils zu zweit in die Matte, die wir an der Bordsteckdose anschlossen, während die anderen zwei Wache schoben oder ins Gruppenzelt zum Aufwärmen gingen. Nach einer Weile wechselten wir die Stellung. So konnten wir die Kälte einigermaßen aushalten.

Am letzten Tag der Übung musste ich von einem Raketentransporter eine andere Rakete verladen. Wir bekamen die Mitteilung, dass am Nachmittag ein Start vorgesehen wäre und wir eine scharfe Rakete geladen hätten. Wir bezogen im Eiltempo die befohlene Stellung und richteten uns für den Start ein. Ich war zuständig für das Legen des Zündkabels, von einer 50 Meter langen Rolle abgerollt. Dort schloss ich den Zündmechanismus an und wir warteten. Über den Truppenplatz schoß ein Jeep über das Feld hinter uns und Herr Modrow, damals Vorsitzender der Bezirksleitung Dresden, stieg mit einigen Begleitern aus und kam zu meinem schützenden Graben. Unser fetter Kommandeur befahl mir, Platz für den hohen Herrn zu machen, er würde die Rakete starten. Wir hatten bisher nur zwei Mal den kleinen Übungskopf abgeschossen, aber noch nie eine komplette Rakete.

Der Richtschütze stellte die Rampe auf Abschuss, alle gingen in Deckung und der Herr drückte den Startknopf. Keiner von uns hätte einen solchen Feuerschweif erwartet, den die Rakete verursachte. Sie startete erst langsam, dann in ungeheurer Geschwindigkeit über den Übungsplatz, bis sie aus unserem Sichtfeld verschwand. Wir hörten später, dass unsere Leute die Rakete in 28 Kilometer Entfernung geborgen hätten. Die hohen Herren verschwanden so schnell, wie sie gekommen waren, uns blieb die Arbeit, alles in Windeseile einzupacken und zum Sammelplatz zu fahren. Die Startrampe sah ramponiert aus, die grüne Farbe war einem verbrannten Nichts gewichen und wir bekamen die Order, sofort in die Kaserne zurückzufahren und mit den Reparaturen zu beginnen. Es brauchte vierzehn Tage, bis wir das Fahrzeug in seinen ursprünglichen Zustand zurückverwandeln konnten.

Die folgenden Monate war an Schikanen nicht mehr zu überbieten. Fast jede Woche wurde eine nächtliche Übung gestartet, Ausgangs- und Urlaubsanträge wurden gar nicht erst entgegengenommen.

Eines Nachts tönte schon wieder die Sirene, als unsere Zimmerbesatzung sich einig war, jetzt wird das Theater beendet, das Fass war zum Überlaufen voll! Wir blieben in unseren Betten und hörten den Lärm der Fahrzeuge, die ausrückten, bis ein noch größeres Geschrei alles übertönte und die Vorgesetzten die Tür unseres Zimmers aufrissen. Den Rest der Nacht standen wir in Schlafanzügen barfuß auf

dem Korridor. Zum Appell am nächsten Tag wurde vor allen verkündet, dass die Besatzung der Rampe 1, also wir, in den nächsten Tagen strafversetzt würden. Wir wunderten uns noch, dass wir nicht degradiert wurden, den Unteroffiziersstatus durften wir behalten. Jens wurde nach Prora, Gerd nach Eggensin, Konrad nach Gotha und ich nach Dresden versetzt. Ja, was Besseres konnte uns doch gar nicht passieren. Das war nicht unser Plan, aber wir waren raus aus der Zeithainer Tretmühle!

Schon am nächsten Tag fuhr ich mit meinen Siebensachen nach Dresden zum Regiment „Rückwärtige Dienste“ auf der Stauffenbergallee. Die Kaserne war wesentlich kleiner als die Zeithainer und es ging ähnlich kulant zu wie damals in Frankenberg. Die Soldaten grüßten mich nicht, also schon mal gut. Der Kompaniechef erwartete mich bereits, er war über das Vorkommnis unterrichtet, erwähnte es, aber ging nicht weiter darauf ein. Ich wurde als neuer Gruppenführer meinen Leuten vorgestellt, es waren sieben Soldaten und drei Zivilangestellte. Vom Zugführer, einem jungen Leutnant, der gerade seine Offiziersschule beendet hatte, bekam ich erste Einblicke. Er zeigte mir die Fahrzeuge, für die ich verantwortlich war, sieben Tatra-Sattelzüge und drei für den zivilen Bereich eingesetzte LKW mit Hänger und bekam zum ersten Mal während meiner Armeezeit ein eigenes Zimmer ganz für mich alleine!

Achtzehn Monate meines Lebens hatte ich unter Druck und ungeheurem Stress in Zeithain verbringen müssen, die Zeit in Dresden war nicht reibungsfrei, aber unvergleichbar mit dem bisher Erlebten. Meine Arbeiten beliefen sich auf den Einsatzplan der Zivilfahrten, auf ein wenig militärische Ausbildung mit meinen Soldaten, viel Sport, meistens hieß der Tagesplan „Warten im Park“.

Eines aber war für immer in meinen Lebensplänen geplatzt, der Traum, Seemann zu werden. Die Gründe waren vielfältig, zum einen hatte ich die Nase gestrichen voll, so lange Zeit mit irgendwelchen Kameraden auf der Bude rumzuhängen und Langeweile zu schieben, die Sache mit der Anerkennung der Armeejahre für die Ausbildung zum Seemann hatte ich als Betrug erkannt, ich hatte Sehnsucht nach Freunden, nach wirklichen Freunden und einer gewohnten Umgebung.